

Rita Hausen

SCHILLER-CODE

Kriminalroman

LESEPROBE

© 2012 AAVAA Verlag

Alle Rechte vorbehalten

Alle Personen und Namen innerhalb dieses Romans sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.

Dieser Roman wurde bewusst so belassen, wie ihn die Autorin geschaffen hat, und spiegelt deren originale Ausdruckskraft und Fantasie wider.

Dieser Roman wurde bewusst so belassen, wie ihn der Autor geschaffen hat, und spiegelt dessen originale Ausdruckskraft und Fantasie wider.

AAVAA
VERLAG

Tübingen, Dienstag, 10. November 2009

Sie sah einen abgetrennten Kopf und viel Blut. Agathe riss den Mund auf, um zu schreien, aber kein Ton kam über ihre Lippen. Schnell schloss sie die Tür, um das furchtbare Bild zu verbannen. Aber es gelang ihr nicht. Sie setzte sich bebend auf einen Hocker und starrte auf ihr Putzzeug. Ein feierlich-ernster Gesang drang aus dem CD-Player im Nebenraum. Das war ungewöhnlich, zumal um diese Zeit normalerweise noch niemand da war. Nach einer Weile stand sie auf und öffnete erneut die Tür. Das war doch Professor John! Sein Kopf lag etwa einen Meter entfernt von seinem Körper. In seiner Hand hielt er einen Fetzen Papier. Ihr Blick glitt hinüber zu den Glasvitrinen, in denen präparierte Knochen und Schädel lagen, über Gläser mit Körperteilen in Formaldehyd und alle möglichen Gefäße. Ihr schauderte. Diese Räume mochte sie nicht, sie war jedes Mal froh, wenn sie hier mit dem Putzen fertig war. Die Schädel schienen zu grinsen, während das Gesicht des Professors einen Ausdruck des Erstaunens zeigte, als wundere er sich darüber, plötzlich von Körper und Leben getrennt zu sein. Agathes Knie fingen an zu zittern. Normalerweise war sie eine beherzte und zupackende Person, doch nun stand sie regungslos da und starrte auf den blutüberströmten Boden. Irgendwo im Haus knarrte eine Treppe, dann fiel eine Tür ins Schloss. Sie zuckte zusammen und besann sich. Da kam sie endlich auf die Idee, die Polizei anzurufen.

Als Lukas Ackermann sein Büro im Kommissariat betrat, rief ihm seine Kollegin Malwine Wiesental, von allen Lena genannt, entgegen, dass sie sofort zu einem Einsatz aufbrechen müssten. Sie reichte ihm einen Zettel mit der Adresse und erläuterte, was vorgefallen war. Ackermann fuhr sich durch sein aschblondes, an manchen Stellen schon ergrautes Haar. Lena fiel erneut der Gesichtsausdruck ihres Chefs auf, der, sobald ein neuer Fall zu lösen war, etwas Lauerndes annahm, wie bei einem Raubtier. Vielleicht lag es aber auch an seiner spitzen Nase und dem durchdringenden Blick seiner blassblauen Augen. Er nahm wortlos den Zettel und schloss den Reißverschluss seines Anoraks, den er im Hereinkommen geöffnet hatte. Nun kam auch Rolf Steinfeld, sein jüngerer Kollege, der Probleme damit hatte, morgens pünktlich zum Dienst zu erscheinen. Sein dunkles Haar wirkte ungekämmt, doch er war tadellos in eine dunkelbraune Hose, ein gestreiftes Hemd und ein hellbraunes Sakko gekleidet. Ackermann packte ihn gleich beim Arm und zerrte ihn, während er ihm über den neuen Fall unterrichtete, nach draußen. Lena hastete hinter den beiden her. Ackermann setzte sich ans Steuer des Dienstwagens, raste zum Österberg und dann die steile, gepflasterte Auffahrt zur Alten Anatomie hinauf. Sie durchquerten mit eiligen Schritten Vorraum und Flur des Gebäudes, keuchten die gewundene Holzterrasse empor zu den Räumen des Institutes, in dem sich die umfangreiche Knochen- und Schädelammlung befand.

Auf dem Flur wimmelte es von Polizisten, Leuten von der Spurensicherung, wissenschaftlichen Assistenten und Dozenten. Studenten, die auf dem Weg zum Hörsaal waren, reckten die Hälsen. Polizisten in Uniform hatten Mühe, Neugierige vom Tatort fernzuhalten. Die Frauenstimme aus dem CD-Player, die einen lateinischen Text sang, drang bis hierher, wurde nun aber abrupt zum Schweigen gebracht.

Die Kommissare mussten sich einen Weg zur Tür der Schädelammlung bahnen. Sie warfen einen Blick auf den Toten und sahen sich bestürzt an. Steinfeld, noch immer etwas verschlafen, fragte mechanisch den untersuchenden Arzt: „Welche Todesursache?“ Im gleichen Moment wurde ihm die Unsinnigkeit seiner Frage bewusst und er schlug sich gegen die Stirn.

„Vermutlich die Pest“, warf einer der Leute von der Kriminaltechnik sarkastisch ein, der Arzt meinte jedoch: „Die Frage ist berechtigt, wenn man bedenkt, dass er post mortem geköpft worden ist.“

Während sich Lena und Lukas weitere Einzelheiten von den Leuten der Kriminaltechnik berichten ließen, steuerte Rolf erst einmal den Kaffeeautomaten an, den er neben dem Hörsaal gesichtet hatte. Lukas war frühmorgens immer schon so fit, das ging ihm auf die Nerven. Der Kollege hatte ihnen während der kurzen Fahrt zum Tatort vom neuesten Stress mit seiner Frau

erzählt, aber er hatte noch halb geschlafen und nicht richtig zugehört. Er nahm gerade seinen Becher aus dem Automaten, als Lukas neben ihn trat, seinen Block aufklappte und etwas notierte. Dann versorgte er sich ebenfalls mit einem Kaffee und stöhnte: „Das wird vermutlich kein einfacher Fall.“ Steinfeld gähnte und schlug vor, als Erstes das Büro des Professors in Augenschein zu nehmen. Als sie sich in Bewegung setzten, kam ihnen ein Mann im weißen Kittel entgegen. Auf seinem Namensschild lasen sie: Dr. Bürkle. Er stellte sich trotzdem vor und ergänzte: „Ich bin ein enger Mitarbeiter von Professor John gewesen und gerne bereit, Ihre Fragen zu beantworten.“ Ackermann entging nicht, dass Bürkles Mundwinkel nervös zuckten und er sehr übernächtigt wirkte. Sein schütteres blondes Haar fiel ihm in dünnen Strähnen fast bis auf die Schultern. Mit einer fahrigen Geste strich er sie sich hinter die Ohren. Der Kommissar schätzte ihn auf etwa vierzig. „Gut“, sagte er, und Bürkle bat die Ermittler in sein Büro. Er seufzte und rieb sich die Augen. „Eine furchtbare Geschichte, absolut der Horror.“ Steinfeld war durch den Kaffee wacher geworden und sah sich nun in der Lage, die Befragung einzuleiten. „Wie standen Sie denn zu dem Toten?“

„Ja, wie soll ich sagen, wir haben zusammen gearbeitet, geforscht. Ich habe manchmal auch seine Vorlesungen oder Seminare übernommen oder einen Teil seiner Skripten erstellt.“

„Was erforscht man denn eigentlich in so einer Schädelammlung?“

„Die Schädel sind nur ein Teil des anatomischen Instituts. An ihnen werden zahnmedizinische und anatomische Studien betrieben. Manchmal bestimmen wir auch das Alter und versuchen eine Zuordnung, gelegentlich machen wir DNA-Analysen. Dazu bohren wir Zähne auf und isolieren das Gen-Material. Unsere Sammlung geht bis ins 18. Jahrhundert zurück. Man glaubte damals, dass es einen Zusammenhang zwischen Schädelform und Charakter gibt, beziehungsweise, dass man bestimmte Eigenschaften an der Schädelform erkennen kann.“

Ackermann beschlich langsam das Gefühl, sich in einer Vorlesung zu befinden. Er unterbrach Bürkle und fragte:

„Und was erforschte Professor John? Gab es da etwas Besonderes?“

Dr. Bürkle hob die Schultern und lächelte schief: „Er hat mal durchblicken lassen, dass er auf der Suche nach Schillers echtem Schädel ist.“

„Hier in Tübingen? Ich denke, der ist in Weimar begraben.“

„Haben Sie das nicht mitbekommen? Letztes Jahr haben sich doch alle mutmaßlichen Schüler-Knochen in Weimar als unecht herausgestellt. In der Fürstengruft steht jetzt ein leerer Sarg.“

„Das ist ja ein Ding! Nee, davon habe ich nichts gewusst. Aber das erklärt immer noch nicht, warum er den Schädel hier in Tübingen suchte.“

„Er verfolgte irgendeine Spur, die mit einem Medizinalrat Fropiep, der zu Schillers Zeit gelebt hat, zu tun hat. Mehr weiß ich auch nicht. Er tat immer sehr geheimnisvoll, er wollte wohl andere nicht einweihen, um alle mit seinem Fund überraschen zu können.“

„Und den Ruhm dann ungeteilt zu genießen“, ergänzte Ackermann.

Als sie aus Dr. Bürkles Zimmer traten, kam ihnen der Journalist Julius Quentin mit wehendem Mantel und wirrem Haar entgegen und rief: „Wissen Sie eigentlich, was heute für ein Tag ist?“

Die Kommissare sahen sich verdutzt an und Steinfeld meinte mit Blick auf seine Armbanduhr: „Es ist der 10. November.“

„Na, und dazu fällt Ihnen nichts ein?“

„Zwanzig Jahre Mauerfall war gestern, hm, vielleicht die Reichskristallnacht?“

„Ach was, und es heißt korrekt ‚Reichspogromnacht‘, die war aber auch am 9. November. Heute feiern wir den 250. Geburtstag von Friedrich Schiller.“

„Ach nee“, sagte Ackermann sarkastisch, „uns hat er aber nicht eingeladen. Meinen Sie ...“ Er hielt inne. Zweimal kurz hintereinander ein Hinweis auf Schiller, das konnte kein Zufall sein. Steinfeld sagte schnell: „Meinen Sie, das hat eine Bedeutung für unseren Fall?“ Quentin zuckte die Schultern: „Ihr seid die Ermittler. Aber ich denke mir meinen Teil.“

Malwine Wiesental hatte vor etwa zehn Jahren bei der Kriminalpolizei angefangen. Damals hatte sie ständig zu hören bekommen, wie ähnlich sie doch der sympathischen Tatortkommissarin Lena Odenthal sei. Das lag vielleicht daran, dass sie sich einen Kurzhaarschnitt hatte machen lassen, hinten kurz, vorne lang, wie es damals Mode war. Die Kollegen fanden ihren Namen Malwine furchtbar und sagten, dass er überhaupt nicht zu ihr passe. Sie nannten sie einfach von Anfang an Lena, sie konnte nichts dagegen machen, und mittlerweile hatte sie sich daran gewöhnt, auch wenn ihre Frisur sich inzwischen geändert hatte und sie ihre Haare halblang und gelockt trug. Sie liebte ihren Beruf und hatte immer wieder an Fortbildungsmaßnahmen teilgenommen, sodass sie auf dem neuesten Stand war, was neue Ermittlungsmethoden anging. Sie hatte auch eine Ausbildung zur Fallanalytikerin gemacht und wusste, dass sie von den Kollegen wegen ihrer gründlichen Recherchen geschätzt wurde.

Als Ackermann und Steinfeld zurück in ihr Büro kamen, zeigte Lena ihnen den abgerissenen Zettel, den der Tote in der Hand gehabt hatte. Er war Teil eines Schriftstückes, das einige schwer verständliche Daten enthielt. „Es sieht so aus, als ob der Mörder versucht hätte, ihm dieses Papier aus der Hand zu reißen“, kommentierte sie. „Aber nachdem er ihn umgebracht hatte, hatte er wohl kein Interesse mehr daran oder er hat ihn bewusst in der Hand gelassen.“

„Oder hineingelegt, quasi als Botschaft“, ergänzt Steinfeld. „Kannst du mit dem Inhalt etwas anfangen?“

Lena legte das Blatt bedächtig vor sich auf den Tisch.

„Teilweise. Es ist die Rede von *autosomalen STRs*, das hat was mit Genanalyse zu tun. Es geht um eine genetische Identifizierung, mehr kann ich erstmal nicht erkennen.“

„Hm, hast du sonst noch irgendwas?“

„Die Kriminaltechniker haben neben der Leiche ein scharfes Messer gefunden, mit dem vermutlich der Kopf vom Rumpf getrennt wurde. Es weist Blutspuren auf, aber keine Fingerabdrücke. Es wird noch genauer untersucht.“

Lena zeigte ihnen Fotos vom Abdruck einer Schuhsohle. „Vermutlich vom Täter. Er muss in das Blut hineingetreten sein und hat diesen Teilabdruck hinterlassen. Einige Kollegen sind schon dabei, die Schuhe der Institutsleute zu inspizieren.“

Dann habe ich hier die CD, die lief, als die Reinigungskraft die Leiche entdeckt hat. Es handelt sich um Mozarts „Requiem“, und zwar die ergänzte Fassung von Robert Levin.“

„Na, da hat unser Mörder einen exquisiten Geschmack bewiesen. Aber wie passt das zusammen? Er schneidet seinem Opfer den Kopf ab und legt dann Mozart auf?“

Weimar, 11. Mai 1805

Carl Leberecht Schwabe, Sohn des Weimarer Bürgermeisters, sprang behände aus seiner Kutsche und eilte zu seiner Verlobten. Nach der mehrtägigen Reise freute er sich, Christiane endlich wieder in die Arme zu schließen. Sie empfing ihn herzlich, aber er merkte gleich, dass ihr irgendetwas auf der Seele lag. Als er fragte, was sie bedrücke, sprudelte sie hervor: „Schiller ist vorgestern gestorben. Er soll heute Nacht ohne jede Feierlichkeit beerdigt werden. Ist das nicht skandalös? Der größte Dichter Deutschlands soll in aller Stille von ein paar Schneidern zu Grabe getragen werden.“ Carl war betroffen. Schiller tot! Unvorstellbar. Er war doch noch jung, schrieb jedes Jahr ein neues Theaterstück, eins genialer als das andere. Obwohl, kränklich war er schon gewesen.

Christiane packte ihn an der Schulter: „Nun sag doch was! Du musst etwas unternehmen!“ Carl fuhr sich mit der linken Hand übers Gesicht und ließ sich auf einen Stuhl fallen. Er gehörte zu den glühendsten Verehrern des Dichters, ebenso wie seine Verlobte. Sie hatten ihn im letzten Jahr hin und wieder getroffen, zuletzt nicht mehr, da war er vermutlich schon sehr krank gewesen. Trauer erfüllte ihn. Schiller war nicht nur ein genialer Dichter, sondern auch ein liebenswerter Mensch mit einer großen Herzlichkeit gewesen, von dem sich viele angezogen fühlten.

Carl rief sich in Erinnerung, dass die Handwerkerzünfte sich bei den Beerdigungen als Sargträger abwechselten. Offensichtlich waren diesmal die Schneider dran. Aber warum diese Eile? Und warum in der Nacht? Er schaute zu Christiane auf, die etwas vornübergebeugt vor ihm stand, und bat sie, ihm dies zu erklären. Christiane richtete sich auf und antwortete aufgebracht: „Um kein Aufsehen zu erregen. Herzogin Anna Amalia hat doch verfügt, gerade bei bekannten Personen so zu verfahren, um Schaulustige fernzuhalten. Das muss man sich mal vorstellen! So wird verhindert, dass Schillers Beliebtheit demonstriert wird. Ich glaube, viele wissen noch gar nicht, dass er gestorben ist. Hätte man es gleich bekannt gemacht und nicht diese Eile mit der Beerdigung an den Tag gelegt, würden seine Verehrer scharenweise kommen, um ihm die letzte Ehre zu erweisen.“ Sie schluckte schwer und fuhr sich über die Stirn. Ärgerlich ergänzte sie: „Aber das können sich bestimmte Personen in Weimar nicht wünschen! Ich kann mich noch erinnern, was es für eine Aufregung gab, als Studenten nach der Aufführung der ‚Braut von Messina‘ Schiller mit lauten ‚Vivats‘ huldigten.“

Carl Leberecht legte ihr besänftigend die Hand an die Wange. „Dabei sollte Weimar stolz auf ihn sein! Was können wir nur tun? Ich werde sofort Frau Schiller aufsuchen. Die Frage ist nur, ob sich in der Kürze der Zeit da noch etwas machen lässt.“

Er drückte Christiane die Hände und fuhr rasch in die Esplanade zu Schillers Haus. Mit Rücksicht auf die trauernde Familie konnte er sich gerade noch davon zurückhalten, die Tür unbeherrscht mit Fäusten zu traktieren. Er hielt noch einmal kurz inne, schaute an der gelb gestrichenen Fassade des Wohnhauses hinauf und ließ seine Augen auf den Fenstern der rechten Seite des obersten Stockwerks ruhen, hinter denen Schillers Arbeitszimmer lag. Er klopfte und es dauerte eine ganze Weile, bis Schillers Sekretär Rudolph öffnete. Von oben klangen Kinderstimmen. Schwabe bat, zu Frau Schiller vorgelassen zu werden, um ihr zu kondolieren. Rudolph schüttelte traurig den Kopf und sagte: „Frau von Schiller ist immer noch kaum ansprechbar. Sie möchte niemanden empfangen.“

„Aber es geht um die Bestattung ihres Gatten, die heute Nacht stattfinden soll. Wer hat das Prozedere veranlasst?“

„Sie hat alles Oberkonsistorialrat Günther überlassen.“

„Aber das geht doch nicht, man kann den teuren Toten doch nicht einfach so verscharren! Ist seine Schwester, Frau Reinwald, nicht da – oder sonst irgendjemand? Frau von Wolzogen vielleicht?“

Rudolph schüttelte erneut den Kopf und antwortete betrübt: „Auch Frau von Wolzogen ist untröstlich. Ich darf niemanden vorlassen. Bitte klären Sie das mit dem Konsistorialrat.“

Schwabe hastete zu dem Kirchenmann und schlug ihm vor, Schiller doch wenigstens von Männern zu Grabe tragen zu lassen, denen der große Dichter etwas bedeutete. Erst als er erklärte, er werde selbst die Organisation übernehmen, war Günther einverstanden.

Schwabes Bemühungen war es zu verdanken, dass an die zwanzig schwarz gekleidete Männer, darunter auch Studenten, sich in dieser Nacht vor seiner Wohnung trafen und einen Zug zu Schillers Haus bildeten. Sie trugen Laternen und Fackeln. Zwei Fenster im mittleren Stockwerk waren schwach erleuchtet. Es war unheimlich still, als die Männer den einfachen Fichtensarg, der unten im Flur stand, aufnahmen. Als sie das Haus verließen, glaubte Schwabe jedoch ein leises, halb ersticktes Weinen zu hören.

Sechs Männer trugen den Sarg auf ihren Schultern durch die Stadt zum Jakobsfriedhof. Geisterhafte Stille lag über Weimar, hin und wieder wurde die Mainacht vom Licht des Mondes erhellt, das dann wieder von schnell eilenden Wolken verdeckt wurde. Einige Male musste der Sarg abgesetzt und die Träger abgelöst werden. Der Trauerzug kam zum Jakobsfriedhof und bog hinter der Friedhofsmauer nach rechts ab. Die St. Jakobskirche war nur als dunkler Schatten im Hintergrund erkennbar. Die Träger stellten die teure Last vor dem Kassengewölbe, einer Gemeinschaftsgruft angesehener Bürger, im Gras ab. Sie hielten zu einem kurzen Abschiedsgedenken inne. Nur ein leises Rauschen des Windes in den Bäumen war zu hören. Die Mainacht war empfindlich kühl. Schwabes Blick fiel auf einen kleinen geflügelten Engel über dem Torbogen, der im unruhig flackernden Licht der Fackeln fast lebendig wirkte. Ihm traten Tränen in die Augen, als der Totengräber die schweren Flügel des Portals zum düsteren Gewölbe öffnete und der Sarg hineingetragen wurde. Sie hoben eine Falltür an und der Sarg wurde an Seilen in die unterirdische Gruft hinabgelassen.

So verschwand ein gefeierter Dichter in einem Sammelgrab, was viele Verehrer, als sie davon erfuhren, als unerhört und schändlich empfanden. Immerhin erfolgte am Nachmittag des nächsten Tages eine Trauerfeier in der St. Jakobskirche, bei der eine Gedächtnisrede gehalten wurde und Mozarts „Requiem“ erklang. Die Kirche war überfüllt, ein Teil der Trauernden musste vor der Türe stehen. Auch die Schauspieler setzten ein Zeichen: Sie weigerten sich aufzutreten, die abendliche Theateraufführung fiel aus.

Unter den Trauernden, die an dem mitternächtlichen Leichenbegängnis teilgenommen hatten, war auch Medizinalrat Ludwig Friedrich Froriep, der eine außergewöhnliche Vorliebe hatte: Er sammelte Totenschädel und besaß eine umfangreiche Schädelammlung nicht weit vom St.-Jakobs-Friedhof. Zu seinem makabren Steckenpferd war Froriep in seiner Zeit in Wien gekommen, als er bei Franz Joseph Gall Phrenologie studierte. Dieser glaubte, geistige Fähigkeiten an der Schädelform erkennen zu können, und stellte eine viel beachtete Lehre darüber auf.

Froriep kannte Schiller aus seiner Jenaer Zeit, als er an der gleichen Universität Medizin studierte, an der der Dichter eine Geschichtsprüfung innehatte. Obwohl Froriep sich nicht allzu sehr für Dichtkunst interessierte, war ihm doch Schillers Persönlichkeit aufgefallen. Sie waren sich ein paar Mal begegnet, aber er hatte den Dichter mehr aus der Entfernung beobachtet wie ein faszinierendes Studienobjekt. Der Mediziner war inzwischen Professor für Geburtshilfe in Halle, hielt sich jedoch häufig in Weimar auf, denn er hatte 1801 die Tochter des dort ansässigen Verlegers Justin Bertuch geheiratet.

Froriep zögerte nicht lange, die Gelegenheit war günstig. Wenige Tage nach Schillers Beerdigung machte er sich am frühen Morgen mit einem Helfer auf zum Kassengewölbe. Froriep hatte sich heimlich den Schlüssel besorgt und öffnete das Tor. Die Angeln kreischten in ihren Haken, als er die Flügel öffnete und in den kahlen, fensterlosen Raum trat. In der Mitte befand sich die Falltür, durch die der Sarg hinabgelassen worden war. Froriep entzündete die mitgebrachte Laterne. Sein Helfer hatte eine Leiter dabei, mit der sie in die Gruft hinabstiegen. Hier unten stapelten sich Särge in unterschiedlichem Zustand der Verrottung. Sie mussten damit rechnen, dass einer der Särge unter ihnen nachgab. Der Verwesungsgestank war unerträglich. Sie hielten sich parfümgetränkte Tücher unter die Nase. Mit einem Brecheisen öffnete der Gehilfe vorsichtig Schillers Sarg, um keine allzu deutlichen Spuren zu hinterlassen.

Was nun kam, war widerwärtig, Froriep schauderte trotz seiner Entschlossenheit. Mit einem großen Metzgermesser begann er, Schillers Kopf vom Rumpf zu trennen. Als er den Schnitt ruckartig an der Kehle ansetzte, begann der Leichnam zu lallen, als wolle er sich gegen diese Behandlung verwahren. Der Gehilfe sah Froriep entsetzt an. Dieser beruhigte den Diener mit dem Hinweis, dass hier nur die Luft entweiche, die noch im Kehlkopf verblieben war.

Der Tote war in einem Totenhemd bestattet worden, man hatte seinen Körper obduziert und nur nachlässig wieder zusammengeflickt. Froriep säbelte weiter und stieß auf einen Halswirbel. Er musste jedoch zwischen zwei Halswirbeln hindurch schneiden und setzte daher erneut an. Schließlich hatte er es geschafft. Er steckte den Kopf des Mannes, der bald als Nationalheiliger verehrt werden würde, in einen Hafersack und der Helfer verschloss den Sarg. Sie stiegen aus der Gruft, schlossen sie wieder und verschwanden ungesehen in der Dunkelheit.

In seinem Keller mit der Schädelammlung angekommen, begann Froriep unverzüglich mit der Skelettierung. Akribisch entfernte er Gehirn, Augen, Ohren, Zunge und Kopfhaut, die dem Dichter zu seinen Lebzeiten gute Dienste erwiesen hatten, und schälte das Fleisch von den Knochen. Dann reinigte er den Schädel in einem chemischen Bad und bleichte ihn. Endlich hatte er ihn so präpariert, dass er eine Reihe von Messungen an ihm vornehmen konnte. Wo war der wissenschaftlich nachweisbare Zusammenhang zwischen den geistigen Fähigkeiten dieses Menschen und seiner Schädelform? Er begann mit den niederen Sinnen wie Geschlechtssinn, Kinderliebe und Erwerbssinn, ging dann über zu den Gemütssinnen wie Selbstgefühl, Hoffnung und Sinn für Ideales, um schließlich bei den Verstandessinnen zu enden: Formensinn, Wortsinn, Tatsachensinn, Schlussvermögen. Jedem dieser Sinne konnte eine Stelle am Schädel zugeordnet werden. Der Geschlechtssinn zum Beispiel befand sich im Nacken, der Sinn für Ideales an der vorderen linken Schädeldecke. Wunderbar, so ein lohnendes Studienobjekt zu haben! Er fühlte sich, als habe er einen Fund im Tal der Könige gemacht. Ihm kam nicht in den Sinn, sein Tun als Leichenschändung zu betrachten, im Gegenteil, er verhinderte, dass das Gefäß von Schillers Geist von Maden und Würmern vernichtet wurde.

Als jedoch die Stimmen immer lauter wurden, Schiller zu exhumieren und ihm eine würdigere Grabstätte zu geben, fürchtete Froriep, man könnte den Schädeldiebstahl entdecken und ihn verdächtigen. Also suchte er in seiner Sammlung fieberhaft nach einem Schädel, der einer Prüfung standhalten würde. Er verglich einen Gipsabguss der Totenmaske Schillers mit den Schädelformen. Schließlich wurde er fündig. Ja, das hätte ein Doppelgänger sein können; dieser Schädel, er hatte ihn aus Österreich mitgebracht, passte ausgezeichnet. Er legte den falschen Schädel in einer erneuten nächtlichen Aktion in Schillers Sarg. Hätte man den Sarg geöffnet, wäre der unterschiedliche Grad der Verwesung von Kopf und Rumpf natürlich aufgefallen. Aber die Idee einer Schiller-Gedenkstätte oder eines Schillerhains wurde nicht verwirklicht, denn die anhaltenden Kriegswirren der napoleonischen Zeit verhinderten dieses Vorhaben.

Im Jahre 1814 wollte der damalige Kronprinz und spätere König Ludwig I. von Bayern Schillers Grab besuchen. Man führte ihn zu dem halb zerfallenen Mausoleum und der Totengräber erklärte, dass es neun Jahre nach Schillers Tod nicht mehr möglich sei, unter all den Särgen da unten den des Dichters ausfindig zu machen. Dennoch wurde 12 Jahre später dieser Versuch tatsächlich unternommen.

Weimar 1826

Carl Leberecht Schwabe, inzwischen Hofrat und Bürgermeister von Weimar, musste erneut eingreifen, um den Knochen Schillers eine würdige Behandlung zuteil werden zu lassen. Das Kassengewölbe war voll und sollte geräumt werden. Die Särge sollten geöffnet, die Überreste der Leichen zusammengetragen und am Rande des Friedhofs begraben werden. Schwabe setzte sich dafür ein, dass zuvor nach Schillers Gebeinen gesucht wurde. Er selbst stieg mit den Herren einer amtlichen Kommission und dem Totengräber am 13. März 1826 in die Gruft und man begann, im Schein von Fackeln zwischen halb zerfallenen Särgen zu suchen. Allein, das erwies sich als ein aussichtsloses Unterfangen. Die Sargbretter waren morsch und die Metallschilder unleserlich geworden. Hatte sich an Schillers Sarg überhaupt ein Metallschild mit seinem Namen befunden? Man brachte sogar den Sargtischler in die Gruft, in der Hoffnung, dass er vielleicht Schillers Sargdeckel wiedererkenne, aber der zuckte nur hilflos mit den Schultern.

Da kam der Bürgermeister auf die Idee, etwas Ordnung in der Gruft zu schaffen. Aber das musste heimlich geschehen. Denn die Herren von der Kommission sahen keinen Sinn in einer weiteren Suche und die Weimarer Bürger empörten sich wegen der Störung der Friedhofsruhe. So stieg Schwabe mit dem Totengräber und drei Tagelöhnern nachts erneut in die Gruft. Die Helfer mussten tiefstes Stillschweigen geloben, da Schwabe um seinen Ruf als Bürgermeister fürchtete. Die Männer räumten nun auf, Sargbretter auf die eine, Knochen auf die andere Seite, Schädel in die Mitte. Der Bürgermeister saß auf der Leiter und rauchte, um den Moderduft zu vertreiben. So ging es drei Nächte lang. Schließlich hatte Schwabe 23 Schädel beisammen, die er in einen Sack stecken und heimlich in seine Wohnung bringen ließ. Dort legte er die Schädel nebeneinander auf einen Tisch und betrachtete sie eingehend. Nach einer Weile rief er aus: „Das da muss Schillers Schädel sein!“ Dieser Schädel zeichnete sich durch seine Größe und seine „edle Gestaltung“ aus, doch fehlte ihm der Unterkiefer. Also musste Schwabe mit seinen Gehilfen erneut in die modrige Gruft steigen, um die Kinnlade Schillers zu suchen. Und er fand eine, die passte. Um sich jedoch nicht allein auf seine Intuition zu verlassen, beauftragte er drei namhafte Mediziner mit einer sachverständigen Untersuchung. Das waren Dr. Huschke, ebenderselbe, der die Obduktion Schillers vorgenommen hatte, Obermedizinalrat Dr. von Fropiep, der im Besitz des echten Schädels war, und seinen Bruder, Dr. Schwabe. Nun wurde gemessen und verglichen, Höhe und Breite der Stirn, Abstand der Augenhöhlen, die Länge des Gesichts usw. Der Schädel wies auch nahezu alle Zähne auf, was mit der Tatsache übereinstimmte, dass der Dichter mit nahezu vollständigem Gebiss beerdigt worden war. Sie kamen zu dem Ergebnis, dass der von Schwabe ausgewählte Schädel der echte sei.

Aber was sollte nun mit dem edlen Hirngebein geschehen? Als Schwabe schließlich den Fund bekannt gab, protestierten zunächst einmal die Kirchenbehörden, doch der Großherzog Carl August und Geheimrat Goethe, die die Schillerschen Knochen bis jetzt nicht interessiert hatte, zeigten sich hochofret. Und wie aufs Stichwort wurden wieder die alten Forderungen nach einer würdigen Grabstätte Schillers laut. Doch auch nach 21 Jahren wurde dem nicht stattgegeben, der Herzog verfügte vielmehr, dass der Schädel in der großherzoglichen Bibliothek aufbewahrt werden sollte. So wurde in einer gespenstischen und kuriosen Feier der vermeintliche Kopf des Dichters im Sockel einer Schillerbüste von Dannecker in einem verschließbaren Fach beigesetzt. Den Schlüssel zu diesem Fach verwahrte Goethe. So geschah es denn zuweilen, dass der Dichter den Schädel aus dem Schränkchen nahm und seinen Blick gedankenvoll darauf verweilen ließ. Auf diese Weise regte Schiller noch 21 Jahre nach seinem Tod den Kollegen zu einem Gedicht über „das ernste Beinhaus“ an, das dieser selbst jedoch nie gesehen hatte. Aber nun wollte Goethe die vollständigen Gebeine Schillers besitzen. Er beauftragte Prosektor Schröder und den Museumsschreiber Färber mit der Suche. Erneut wurde im Kassengewölbe herumgewühlt, sie fanden innerhalb von fünf Tagen in einem riesi-

gen Haufen verschiedener Knochen drei Fingerglieder, ein Zehenglied, 23 Rippenknochen, Oberschenkel, Armspeichen, insgesamt etwa 74 Knochenteile, die allein aufgrund ihrer Größe bzw. Länge Schiller zugeordnet wurden. Zunächst wurden diese Knochen ohne jede Feierlichkeit in einer Kiste, weit weg vom Schädel, abgestellt und fanden erst am 16. Dezember 1827 ihre letzte Ruhe in der Fürstengruft.

Allerdings gab es auch dazu noch ein Nachspiel. Ausgerechnet der Enkel des Leichenfledders, der Tübinger Anatom August von Froriep, präsentierte 1911 nach Grabungen im Kassengewölbe einen weiteren, noch echteren Schillerkopf nebst den dazu gehörigen Gebeinen. Um keinen Fehler zu machen, wurde auch dieses Skelett in der Fürstengruft in einem einfachen schwarzen Holzsarg bestattet. Nun hatte man die Knochen des Nationaldichters gleich doppelt.

Rita Hausen,

ehemalige Gymnasiallehrerin für Deutsch und katholische Religion, ist in vielen Sparten der Literatur zuhause: Sie schreibt Gedichte, Kurzgeschichten, Erzählungen und Romane und ist fasziniert von der Zeit des 18. Jahrhunderts. Sie lebt in Walldorf, zeitweise aber auch in einem abgelegenen Haus in Mecklenburg. Die Autorin ist Mitglied bei den „Mörderischen Schwestern“, den „Räubern77“, im „Syndikat“ und bei „Quovadis“.

Außer dem Schreiben widmet sie sich auch dem Malen von Bildern in Pastell und Acryl, gegenständlich und abstrakt. 2009 errang sie den 3. Platz beim Putlitzer-Preis, einem Kurzgeschichtenwettbewerb der 42er-Autoren mit der Geschichte: „Über dem Nebelmeer“.

Zuletzt veröffentlichte sie: Trazom. Ein Mozartkrimi, ViaTerra Verlag, 2009

Das Päckchen, in: Mit dem Kugelschreiber auf Zeitreise, Edition Schreiblöwe, 2009

Teufelsaustreibung in Meersburg, in: Drei Tagesritte vom Bodensee, Gmeiner Verlag, 2011

Alle im AAVAA Verlag erschienenen Bücher sind
in den Formaten Taschenbuch und Taschenbuch mit extra großer Schrift
sowie als eBook erhältlich.

Bestellen Sie bequem und deutschlandweit
versandkostenfrei über unsere Website:

www.aavaa-verlag.com

Wir freuen uns auf Ihren Besuch und informieren Sie gern
über unser ständig wachsendes Sortiment.

A A V A A

V E R L A G
www.aavaa-verlag.com